

Düsseldorf, Montag den 26. Januar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 4.

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinbeck.

(Fortsetzung.)

Graf Jamoſky, der Fremde und ihre Begleiter gingen einem nahen Wirthshause zu, in welchem der Kammerdiener, auf Befehl des Grafen, das Frühstück besorgte. Es stand bald reichlich vor ihnen. Der Graf machte mit großer Zuorkommenheit den Wirth, und so trocken auch das Benehmen des seltsamen Fremden war, so lag doch nichts Abschreckendes darin; es war vielmehr sichtbar, daß der Graf ihn interessirte. Das Gespräch wurde zwischen den beiden Hauptpersonen auf Italienisch geführt, und der Fremde machte seinem Wirth die verbindliche Bemerkung, daß er diese Sprache mit großer Geläufigkeit und Feinheit spreche. „Man gesteht uns Polen für Sprachen einiges Talent zu,“ — erwiderte der Graf — „und ich war in meiner frühern Jugend mehrere Jahre mit meinen Eltern in Toskana.“ — Der Fremde dagegen beantwortete mit Offenheit die Fragen, ob er schon länger in Karlsbad sey und woher er gekommen. Er war erst kurz vor jenem Vorfall am Spieltische angekommen und zwar von Genua. Dies gab Veranlassung zu einer interessanten Unterredung, indem es sich auswies, daß der Fremde nicht bloß sein Vaterland, sondern den größten Theil Europa's aus eigener Anschauung kannte und überall mit Geist die sich ihm dargebotenen Gegenstände aufgefaßt hatte; nur lag in seinen Bemerkungen, besonders über die Menschen, eine gewisse kalte Bitterkeit, die offenbar bewies, daß er mit diesen manche unangenehme Bekanntschaft gemacht haben müsse. Der Graf fühlte sich dadurch abgestoßen, und auf der andern Seite wieder auch seltsam angezogen. Er konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß die Erfahrung seinem Gaste nicht die beste Meinung vom Menschen gewährt zu haben scheine. „Wie sollte sie,“ — antwortete dieser schneidend — „da ich selbst ein Mensch bin!“ — „So galt wohl,“ — sagte der Graf gutmüthig — „der Spott, den ich gestern auf Ihrem Gesichte zu lesen glaubte und auf mich bezog, der Menschheit überhaupt, die freilich am Spieltische nicht eben im vortheilhaftesten Lichte erscheint?“ — „Nein,“ — erwiderte der Italiener — „dieser galt einzig — mir selbst.“ — „Ihnen?“ — fragte der Graf überrascht. — „Nicht anders,“ — versetzte der Fremde — „und wenn Sie es nicht missverstehen, auch Ihnen, insofern ich mich in Ihnen erblickte.“ — „In mir?“ — rief der Graf — „aus welcher Aehnlichkeit?“ — „Eine sehr allgemeine und doch wieder auch manche besondere,“ — entgegnete der Fremde. — „Ich war einst jung, von Stande und reich, wie Sie, Herr Graf, das Glück lächelte mir, wie Ihnen, ich ließ mich zum Spiele verleiten, wie Sie, und spielte anfänglich mehr aus Eitelkeit, denn aus anderweitigem Interesse, wie Sie, Herr Graf. So sah ich Sie vor mir, ich sah die Bewunderung Ihrer Freunde über Ihr Glück, ich hörte, wie es zum größern Theile Ihren Kombinationen zugeschrieben wurde, ich konnte die Sicherheit

bemerken, mit welcher Sie der günstigen Entscheidung entgegenzogen; alles dieß kannte ich aus eigener Erfahrung, und da diese mich auch einen Blick in die Zukunft thun ließ, so konnte ich nicht umhin, mir selbst zu sagen: Solch' ein junger Thor warst Du einst auch! — und in diesem Augenblick traf mich Ihr Auge. Sie trauten wahrscheinlich gerade einer der scharfsinnigsten Kombinationen, denn es lag ein gewisser Triumph in Ihren Zügen ... da entschied das Glück gegen Sie. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit täuschte mich nicht. Ich sah, wie Sie jetzt eigenmächtig das Glück zwingen wollten, denn meine Kenntniß des Spiels ließ mich die gewagte Chance erkennen; der Erfolg war, wie ich erwartet hatte; Sie suchten jetzt meinen Blick, Sie fanden ihn, Sie wollten in mir die Ursache Ihres Mißgeschicks finden ... Wieder einer, sagte ich zu mir selbst, den der Teufel beim Schopfe hat! — und das mag wohl den Hohn in meine Züge gelegt haben, den Sie darin zu finden glaubten.“

„Sie haben sich diesmal geirrt,“ — sagte der Graf lächelnd und ohne Bitterkeit — „bei dem Schopfe soll der Teufel mich wenigstens nicht festhalten; denn schon gestern stand der Entschluß bei mir fest, nicht mehr zu spielen.“ — „Und Sie glauben es halten zu können?“ — fragte der Italiener mit spöttischem Lächeln. — „Ich bin dieß gewiß,“ — erwiderte der Graf, dadurch aufgeregt, mit Nachdruck. — „Das würde denn allerdings einen wesentlichen Unterschied unter uns machen,“ — versetzte Jener mit ungläubiger Miene — „denn das habe ich nicht vermocht.“ — „Sie werden den Wunsch natürlich finden, Signor,“ — sagte der Graf — „mit einem Leben bekannter zu werden, das mir gewissermaßen nahe getreten ist und an Erfahrungen so reich zu seyn scheint, Erfahrungen, die mir, dem jungen Manne, vielleicht mehr als alles Andere dazu nützen können, die Ausführung meines festen Entschlusses mir zu erleichtern.“ — „Erfahrungen, Herr Graf?“ — entgegnete der Italiener sarkastisch — „meine Erfahrung Ihnen nützen? Nützen doch nicht einmal eigene Erfahrungen, wie viel weniger fremde, in welchen immer nur eine allgemeine Aehnlichkeit mit unsern Verhältnissen stattfindet. So lieb es mir auch seyn sollte, ja so sehr ich gewissermaßen eine Beruhigung darin finden würde, wenn mein verlorenes Leben ein so hoffnungsreiches als das Ihrige zu retten vermöchte, so täusche ich mich doch darüber nicht; und,“ — setzte er mit ironischem Lächeln hinzu — „nach der Bestimmtheit, mit welcher Sie Ihren unerschütterlichen Entschluß aussprachen, bedarf es ja dessen auch kaum. — Allein ich habe Ihnen allerdings ein Recht gegeben, mehr von mir zu wissen, und ich will — warum weiß ich selbst nicht — Ihr Recht anerkennen und die Tage verlornen Seligkeit und schaudervoller Dede, die mein Leben erfüllten, Ihnen vorüberführen. Es ist mir,“ — fügte er fast krampfhaft hinzu — „als läge eine eigene Wollust darin, mir selbst noch einmal das ganze Schauergermälde an meinem Blicke vorübergehen zu lassen.“

„Ich bin ein Sizilianer, Herzog von Durazzo, aus einem Geschlechte, das in der Geschichte meines Vater-

landes nicht unbekannt ist, ja selbst einst dessen Krone trug. Es wurde von den Bourbons derselben beraubt, und war von der Zeit an ein Feind dieses Hauses und von diesem verfolgt. Als Neufrankreich seine Blicke auf Sizilien warf, fand es an meinem Vater bald einen Bundesgenossen; allein Englands Seemacht erhielt dem Ferdinand Sizilien, Ferdinand selbst nahm in Palermo seinen Sitz, die Güter meines Geschlechts wurden eingezogen und dasselbe verbannt. Mein Vater — die Mutter hatte ich früh verloren — floh nach Paris, mit mir, seinem einzigen Sohne. Er starb bald vor Kummer, und ich blieb, geboren mit den glänzendsten Ansprüchen, im Besitze eines sehr mäßigen Vermögens, das mein Vater in Genua bei einem vertrauten Freunde für mich niedergelegt hatte, in dem fremden Lande allein und verlassen in dem Gewühle der neuen Umwälzungen, deren Blutströme endlich Napoleon auf den Kaiserthron erhoben. Von Frankreichs Gewaltthätern waren die Opfer vergessen, welche mein Vater gebracht hatte, und ich konnte mich glücklich schätzen, daß man mich auch vergaß. Auf mich selbst verwiesen, ging mein ganzes Streben dahin, mich unabhängig zu erhalten, und daher verschmähte ich, nach dem erklärten Willen meines Vaters, in Frankreichs Heer einzutreten, und meine Neigung führte mich den Wissenschaften, besonders der Naturkunde zu, für deren Studium Paris so bedeutende Hülfsmittel darbot. Mein Umgang beschränkte sich auf wenige Jünglinge meines Alters, die gleich mir diesem Studium folgten, und die Rente aus meinem kleinen Vermögen reichte hin, meine mäßigen Bedürfnisse zu befriedigen. So lebte ich unbekümmert und glücklich, ungestört von Plänen des Ehrgeizes, der nach dem Tode meines Vaters völlig in Schlummer gewiegt war, und nur Wenige kannten meine wahre Herkunft.

Unter meinen nähern Bekannten befand sich ein junger Mann, der sich mir besonders anschloß und mich bald zum Vertrauten einer heftigen Neigung machte, welche er für ein Mädchen gefaßt hatte, das er bei einem damals nur zu gewöhnlichen Aufstande des Pariser Pöbels vor Mißhandlungen zu schützen so glücklich gewesen war. Dies hatte ihm Zutritt in's Haus des Vaters verschafft, eines ehemaligen Militärs und Ludwigsritters, der aber jetzt das einträgliche Gewerbe eines Buchers in den Spielfälen des Palais-royal trieb, und sich dabei besser befand, als damals, wo er selbst am Spiele leidenschaftlich Theil nahm. Er half dem augenblicklichen Geldmangel der Spieler durch Darlehen auf Kostbarkeiten ab, die dann gemeiniglich uneingelöst in seinen Händen zurückblieben, so nachsichtsvoll er auch mit einem gewissen Anstrich von Großmuth — ich bin ungewiß, ob aus Politik, oder aus angeborener Gutmüthigkeit — gegen seine Schuldner verfuhr. Dies erwarb ihm Ansehen und Zutrauen in diesen Sälen, was ihn gut rentirte. Er nannte ein großes, reich möblirtes Palais in der Rue Richelieu sein Eigenthum, in welchem er ein Appartement im zweiten Stockwerk bewohnte, und der Miethzins aus dem übrigen Theile des geräumigen und wohlgelegenen Palais warf ihm eine bedeutende Revenue ab. Sein höchstes Glück und sein Stolz aber war Adele, seine Tochter, auf deren Bildung er Alles verwandte und welche einst durch eine glänzende Verbindung der geträumten Höhe seiner Vorfahren entsprechen sollte. Nach Bouchard's, so nannte sich mein Freund, enthusiastischer Beschreibung verdiente sie durch Schönheit und Anmuth auf der höchsten Staffel der Ehre zu stehen, und er hätte ihr gerne eine Krone zu Füßen gelegt, wenn — er sie nur gehabt hätte; allein das war so wenig der Fall, daß er einst zu mir kam, mich um fünfzig Louisd'or als ein Anlehen zu bitten, mit welchem er sich equipiren und dem Helden von Marengo zuziehen wolle. Adels Zuneigung hielt er sich versichert; allein sie war eine eifrige Aristokratin, und er konnte ihren Besitz nur hoffen, wenn er sich durch Auszeichnung in ihren Augen zu dieser Sphäre erhob. Welch' ein anderer Weg konnte leichter dahin führen, als der Weg des Kriegers. Adele selbst hatte ihm diesen Wink gegeben.

Das Projekt dünkte mir ziemlich lustig, und das Begehren einer Anleihe von 50 Louisd'or ging damals, wenn nicht über meine Kräfte, so doch über das hinaus, wo-

rüber ich in diesem Augenblicke zu disponiren hatte, oder auch auf diese Weise zu disponiren gekommen war. Doch wollte ich ihn nicht ganz trostlos von mir lassen und bot ihm zwanzig Louisd'ors an, indem ich ihm lächelnd den Vorschlag machte, den Weg seines Schwiegervaters in Hoffnung einzuschlagen, vielleicht daß ihm das Glück den Rest der nöthigen Summe zum Heldenthume verschaffe. Bouchard besann sich eine Minute. „Ich muß Dir gestehen“ sagte er dann — „daß ich schon einmal den Versuch gemacht habe und das Spiel ganz gut kenne; allein mir ist Fortuna auf diesem Felde nicht günstig. Du solltest aber für mich den Versuch machen, vielleicht ist sie, wie alle Weiber, dem Neuling günstiger. Laß uns die 20 Louisd'ors, die Du mir vorstrecken willst, dazu verwenden. Du spielst für meine Rechnung. Den Verlust trage ich allein, den Gewinn, wenn er die Summe, die ich brauche, übersteigt, theilen wir.“ Der Vorschlag entsprach dem Leichtsinne der Jugend, lachend machten wir uns mit den 20 Louisd'ors in der Tasche auf den Weg, und bald stand ich mit Bouchard hinter mir vor dem grünen Tische, auf dem ein Goldhufen fast die Augen blendete. Die Croupiers betrachteten mich mit einem sonderbaren, forschenden Blick, und als sie sahen, daß ich auf eine Karte einige Goldstücke setzte, war ihre Aufmerksamkeit auf mich gerichtet. Sie mochten mich für eine gute Prise halten, besonders da sie bemerkten, daß mein Freund, den sie für einen bereits gerupften Vogel anerkannten, mir die Gesetze des Spiels erst zuflüstern mußte. Der erste Versuch war aber gleich so glänzend, daß ich nicht nöthig hatte, neue Goldstücke hervorzuziehen; im Gegentheile fühlte ich meine Taschen bald von Gold strotzen. Mein Freund hinter mir wußte sich vor Freude kaum zu lassen und meinte, da mir das Glück heute so gut gelaunt sey, so möchte ich unser beider Glück pouffiren; allein mir wurde das Spiel langweilig und ich verließ den Saal. Der Ertrag war ansehnlich. Ich zog meine zwanzig Louisd'ors zurück und händigte den ganzen Gewinn an Bouchard aus, indem ich erklärte, daß ich einzig für ihn gespielt habe, und seine Weigerung überwand ich durch die Drohung, den ganzen Ertrag in's Findelhaus zu tragen. Er sah, daß es mir Ernst damit war, und meinte, er selbst sey Findelning genug, um sich kein Gewissen daraus zu machen, die seltene Großmuth für sich zu benutzen. Frohgemuth zog er von dannen, und in wenigen Tagen ging er auf eigene Kosten mit guten Empfehlungen, die ihm der Chevalier verschafft hatte, zur Armee nach Italien ab.

Es verfloss wohl ein Jahr und ich dachte kaum an den ganzen Vorfall mehr, als der Bankier, bei welchem ich meine Renten zu erheben hatte, mir einst mit Bedauern erklärte, daß sich das Genuesische Handlungshaus, in welchem meine Fondswaren, in unvorhergesehenen Verwicklungen befinde, die eine augenblickliche Stockung veranlaßten; doch würde in wenigen Wochen gewiß Alles wieder in Ordnung seyn und auch meine Renten wie bisher flüssig werden. — Diese unerwartete Erklärung setzte mich gerade in diesem Augenblicke, wo ich einige dringende Zahlungen zu machen hatte, in nicht geringe Verlegenheit, und ich verließ den Bankier nicht eben in der besten Laune; da flüsterte mir eine innere Stimme, als mein Weg mich an dem Palais-royal vorüberführe, zu: dort oben liegt Gold genug für dich, du darfst es nur holen. Ich folgte ihr. Der Tisch war zahlreich besetzt; als mich aber einer der Croupiers erkannte und mich ohne den zuflüsternden Freund sah, verschaffte er mir sogleich einen Platz und versah mich mit Karten. Ich begann wieder mit einigen Goldstücken, und siehe — Fortuna zeigte sich mir nicht minder günstig, nun ich für meine alleinige Rechnung spielte, und der Erfolg war noch reichlicher, als das erstemal; auch verschwand mir diesmal mehrere Stunden, ohne daß ich es bemerkte. Von jetzt an wurde mein Besuch des Spielhauses häufiger, ohne daß ich jedoch mit Leidenschaft spielte. Das Spiel wurde mir vielmehr zum Studium. Ich versuchte es, dasselbe gewissen Gesetzen zu unterwerfen, und bald zog ich durch das nur selten wankende Glück die Aufmerksamkeit der Spieler auf mich. Der Gewinn, den ich in eigenen Monaten aus der Bank zog, war so bedeutend, daß die

Bank sich an mich wandte und mir einen Antheil anbot, um mein ihr bisher so ungünstiges Glück für sich zu benutzen. Ich ging den Vorschlag auf sehr vortheilhafte Bedingungen ein. Wie hätte ich nach den bisherigen Erfahrungen besser wählen können. Ich war oft Zeuge gewesen von der unseligen Leidenschaftlichkeit der gewöhnlichen Spieler und von dem seltsamen Eigensinn, mit dem sie oft gegen alle Wahrscheinlichkeit gewisse Chancen verfolgten, und es schien mir fast ein Verdienst, ihre Dummheit zu züchtigen, die mir noch dazu so häufig in der Gestalt des schmutzigsten Eigennuzes erschien, der selbst Betrügereien nicht scheute, so entehrend auch ihre Strafe bei der Entdeckung war, der sie selten entgingen. Der Versuch fiel über jede Erwartung glänzend aus, und wenn es sich auch traf, daß einzelne Tage kein günstiges Resultat gaben, so diente dies nur dazu, die Spieler um so mehr anzulocken, und mein Antheil an der Bank war bei Ablauf des Kontraktes so bedeutend, daß ich für meine alleinige Rechnung eine Bank zu übernehmen im Stande war. So sah ich mich im Ueberflusse und in Verbindungen, die mich in's Weltleben ganz hineinzoogen, da man in meinem Umgange noch mehr als den bloßen Spieler zu finden glaubte. Mit den Mitteln erwachte auch in mir der entschlummerte Ehrgeiz. Es war die Zeit, wo Napoleon seine Antichambre mit altem Adel zu füllen wünschte. Ich hatte keinen Grund mehr, meinen Rang und meine Abkunft zu verhehlen; ich legitimirte mich als Herzog von Durazzo, und wurde anerkannt. Mein Haus war eines der glänzendsten, und jedes andere, auch das höchste, stand mir offen. Ich wurde der Hauptpächter der Spiele, die Bank wurde als meine Domäne betrachtet, und nur die glänzendste, reichste und beste Gesellschaft von Paris strömte ihr zu.

Da traf es sich einst, daß jener alte Bucherer, der schon seit länger sehr bedeutende Geschäfte bei meiner Bank machte, mit einigen Goldsäcken eintrat, und siehe — Keiner wollte dießmal von ihnen Gebrauch machen, denn Alle waren im Vortheil gegen die Bank, über welcher ein besonderer Unstern zu walten schien. Der Alte wurde auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam, und als man ihn scherzend aufforderte, eine so gute Gelegenheit nicht ungenützt zu lassen, und da der Gedanke ihm unerträglich war, sein Geld ohne Gewinn wieder mitzunehmen, so wagte er es und fing selbst zu spielen an. Fortuna schien heute ganz entschieden Parthie gegen die Bank genommen zu haben; es waren mehrere starke Zuschüsse zur Ergänzung der bedeutenden Abflüsse nöthig geworden, und auch der Chevalier sah sich bald so begünstigt, daß er in dem Uebermuth seines Glückes, in einem wahrhaften Taumel, ein „*va banque!*“ erschallen ließ, als die Bank gerade wieder beträchtlich aufgefressen war. Alles drehte sich, wie von einem electrischen Schläge getroffen, zu dem krampfhaft grinsenden Alten, der mit stolzem Blick um sich schaute. „Und was setzen sie dagegen, Chevalier?“ — fragte ich, entrüstet über solche Kühnheit. „Mein Palais!“ — rief er in einem wahren Enthusiasmus — „mein Palais mit Allem, was es enthält!“ — „*Va!*“ — erscholl es von meiner Seite, die Verichtigung der laufenden Spiele behielt ich mir vor, indem ich erklärte, die Summe der Bank nicht verkleinern zu wollen, und — Alles stand in tiefster Stille und hielt fast den Athemzug zurück in Erwartung der Entscheidung. Sie ließ nicht lange auf sich warten und — das Palais war mein. — Die Erstarrung des Alten und seine Verzweiflung, als er so unangenehm aus seinem Taumel erwachte, wirkte auf mich mehr komisch als tragisch. Er hatte mir nur Verachtung einflößen können, und sein Verlust schien mir nur eine gerechte Strafe seiner Geldgier. Ich drang darauf, sofort in den Besitz meines Eigenthums eingeführt zu werden. Der Chevalier flehte, ihm nur diese Nacht noch zu gönnen, um sich nach einer andern Wohnung umsehen zu können; ich aber wies ihm an, in einem Gasthose für diese Nacht ein Unterkommen zu suchen, und er mußte sich bequemen, mit mir in meinem Wagen sich nach dem Palais zu verfügen, um mich in den Besitz dessen, was er bisher Sein genannt hatte, einzuführen. — Mein Bedienter mußte ihn unterstützen, wollte er

die Treppe hinauf kommen. Er zitterte wie von einem Fieberfrost durchschüttelt. Es kamen uns einige seiner Leute erschrocken entgegen, die glaubten, ihr Herr werde krank nach Hause gebracht; als sie aber hörten, daß er gekommen sey, mich in den Besitz seines Hauses und alles dessen, was es enthielt, zu setzen, so war die Bestürzung um so größer, da sie sich dies gar nicht zu erklären vermochten. Die Zimmer waren schön, zum Theil geschmackvoll und reich meublirt. Als wir in die innern Gemächer eintraten, fiel der Alte mir zu Füßen und flehte um Erbarmen . . . nicht mit ihm, mit seiner armen Tochter. Nur diese Nacht sollte ich ihm noch schenken, daß er sie auf das Unglück, in das er sie wahnsinnig gestossen, vorbereiten könne. Die Unverschämtheit seines *va banque* hatte mein Herz verhärtet, und ich drang darauf, daß er ohne Verzug mein Eigenthum räumen sollte; da flog die Thüre des folgenden Gemaches auf, und ein junges Frauenzimmer von hoher, edler Gestalt stürzte in höchster Entrüstung zu dem jammernden Alten, den sie aufhob, indem sie ausrief: „*Warum erniedrigen Sie sich, mein Vater? Ueberlassen Sie dem Herrn, was er jetzt sein nennt: Ihnen bleibt noch eine Tochter, die für ihren Vater arbeiten kann!*“

Der unerwartete Anblick und die Würde in dem ganzen Benehmen des Mädchens, und die Verachtung im Blicke, den sie flüchtig auf mich warf, überraschten mich. Es schoß mir der Gedanke an Bouchard's Aristokratin durch den Kopf. Unwillkürlich nahm mein Betragen eine achtungsvollere Haltung an. „*Verzeihen Sie, Mademoiselle*“ — sagte ich; — „hätte ich gewußt, wessen Ruhe durch mich hier gestört würde, ich wäre nicht so zu dieser Zeit hier eingedrungen. Bleiben Sie ganz ungestört in Ihrem Eigenthum. Sie sind mir den Werth dieses Hauses schuldig, Chevalier“ — sagte ich zu dem immer noch zitternden Alten; — „wir wollen morgen die Sache in Ordnung bringen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit Ihnen zu frühstücken.“ — Und ich verließ nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen die junge Dame, die ihrerseits durch die unerwartete Wendung nicht weniger überrascht schien als ihr Vater, das Haus.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu dem Alten. Er empfing mich an der Treppe. Das Frühstück war bereit, und bald trat das schöne Mädchen im reizendsten Morgenanzuge, aber mit den Spuren einer durchweinten Nacht, die ihren stolzen Zügen eine unwiderstehliche Anmuth und Weichheit ertheilten, ins Zimmer. Mit Grazie verrichtete sie das Geschäft der Wirthin, und mit einem Anstande, der die sorgfältigste Erziehung verrieth. Ich suchte, ohne daß ich mir den mindesten Wink von dem Rechte entschlüpfen ließ, das ich hier anzusprechen hatte, durch meine Unbefangenheit jede Aengstlichkeit zu entfernen. Der Chevalier hatte in Amerika gedient. Ich ergriff dies Thema und es gelang mir, ihn in der Erzählung seiner Kriegsabenteuer auf einen Augenblick vergessen zu machen, was für ein trauriges Geschäft ihm bevorstand. Adele beschäftigte sich ganz mit dem Frühstück. Sie blickte nur zuweilen schein auf mich, doch weigerte sie sich nicht, an der Unterredung Theil zu nehmen, in welche ich sie zu ziehen wußte. Ich fand in ihr eine Bildung, wie ich sie in der Tochter eines Bucherers und Spielers gewöhnlichen Schlags niemals würde gesucht haben. Daß ich mit keiner Syllbe verrieth, wie ich schon früher und durch wen ich Kunde von ihr erhalten hatte, können Sie sich vorstellen, Herr Graf.

Nach einiger Zeit verließ Adele das Zimmer und jetzt wandte ich mich zu dem sichtbar in Verwirrung gerathenden Alten. „*Chevalier*“ — sagte ich zu ihm in einem leichten Ton — „Ich werde Ihnen meinen Notar schicken, mit welchem Sie die Uebertragungsakte dieses Hauses und dessen, was Sie darin besitzen, nach einer ungefähren Schätzung, in Ordnung bringen können. Des Kapitals bedarf ich in diesem Augenblicke nicht, und bis ich es gebrauchen werde, überlasse ich Ihnen und Ihrer Tochter gern die Nutznießung. Was ich mir dagegen ausbedinge, ist die Erlaubniß, zuweilen einige angenehme Stunden in Ihrer Beider Gesellschaft verleben zu dürfen.“ Der Chevalier war zu erfahren, als daß er nicht

hätte überzeugt seyn sollen, wem er eine so milde Behandlung verdanke. „Ihre seltene Großmuth“ — stotterte er velegen — „ich weiß sie zu schätzen und — sie würde mich weniger für mich, als für meine Tochter freuen, wenn — ich hoffen dürfte, sie werde sie annehmen.“ — „Wie?“ — rief ich aus — „sie würde sich weigern zu theilen, was ich für ihren Vater thue?“ — „Ihr Rang, Herr Herzog“ — erwiderte er — „Ihr Reichthum — der Ruf meiner Tochter —“ — „Chevalier“ — fiel ich ihm in's Wort — „ich will ganz offen mit ihnen sprechen. Ihre Tochter hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; sie hat in mir eine Sehnsucht entflammt, der ich nicht zu widerstehen vermag. Die Achtung für Schönheit und Tugend läßt in mir keinen andern Gedanken Raum, als sie mir zur Gattin zu wünschen. Sie wissen, ich bin gänzlich unabhängig und völlig im Stande, meine Frau auf eine angemessene Weise zu erhalten. — Dieß Haus überlasse ich ihr als unbeschränktes Eigenthum, damit zu schalten, wie's ihr gefällt, und an einem hinreichenden Nadelgeld soll es ihr nicht fehlen.“ — „Ist das Ihr Ernst, Herzog?“ — fragte der Alte, angenehm überrascht. „Mein völliger Ernst, wenn Adele darin einstimmt.“ — „So undankbar, eine solche Großmuth zu verkennen, kann Adele nicht seyn“ — erwiderte der Alte. „Zwar“ — fügte er etwas stockend hinzu — „sie hat allerdings ganz eigene Grillen — Sie wird überrascht seyn — Sie werden ihr Zeit lassen müssen.“ — „Ist ihr Herz frei?“ — fragte ich lebhaft. „Ihr Herz?“ — erwiderte er zögernd — „sie liebt ihren Vater und weiß, was sie ihm schuldig ist. Ueberlassen Sie es mir, sie mit Ihrem großmüthigen Anerbieten bekannt zu machen; ihre Hand ist frei, ich kann darüber bestimmen.“ — „Nicht ohne Adels Einwilligung“ — entgegnete ich. „Gewiß nicht“ — versetzte er; — „aber sie wird einwilligen, sie wird nicht verkennen, was Sie für sie thun wollen. Adele ist ein gutes Kind, überlassen Sie mir Alles, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn.“ Ich willigte ein, erst nach einigen Tagen meinen Besuch zu wiederholen.

Diese Tage wurden mir unbeschreiblich lang. Ich versuchte sie mit der Jagd, mit rauschenden Vergnügungen, mit dem gewohnten Spiel zu verkürzen; das Glück war mir auch überall günstig, allein es konnte meine innere Unruhe nicht beschwichtigen. Mich marterte der Gedanke an Bouchard, die Ungewißheit, wie es um Adels Herz stehe, und ob die Neigung, wenn sie noch stattfand, so stark war, die Hand eines Herzoges und seine Reichthümer zu überwiegen. Und wo war Bouchard? Ich hatte Bekanntschaft in der Kriegskanzlei, denn wo hätte ich nicht welche gehabt? Ich zog Erkundigung ein. Er stand in Italien in Garnison, war als ein tüchtiger Offizier bekannt, ohne daß es ihm aber bis jetzt geglückt war, die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen und schnell zu avanciren. Ich schöpfte Hoffnung, und diese fand sich nicht getäuscht.

Als ich am dritten Abend zum Chevalier kam, trat dieser mir freudestrahlend entgegen. „Adele ist ein gutes Kind“ — sagte er; — „Ihr großmüthiges Betragen hat sie gerührt. Sie hat eingewilligt, den ehrenvollen Antrag Ihrer Hand anzunehmen. Ich gehe, sie Ihnen zuzuführen, damit Sie sich gegen sie erklären können.“ Und bald trat Adele zwar mit verweinten Augen, aber doch ohne Aengstlichkeit an seiner Hand herein. Ich begrüßte sie achtungsvoll ohne Jüdringlichkeit. Mich hielt ein gewisses Etwas von zu großer Vertraulichkeit zurück; sie war meine erste ächte Liebe und — meine einzige“ — sagte der Herzog mit etwas bebender Stimme, und fuhr erst nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort. „Ihr Vater verließ uns bald, und ich redete von meinen Wünschen und Hoffnungen. „Herr Herzog“ — entgegnete sie mit einer seltenen Fassung — „mein Vater hat mich von Ihrem ehrenvollen Antrage unterrichtet; ich bin nicht so undankbar, daß ich nicht ein Gefühl anerkennen sollte, welches sich so großmüthig bethätigt, wenn ich es auch bei so kurzer Bekanntschaft noch nicht ganz zu erwiedern vermag. Sie wollen meinen alten Vater von dem Untergange retten, indem sie sein Schicksal in meine Hände legen; wie kann eine Tochter anders als den Ret-

ter ihres Vaters dankbar ehren, und vielleicht gelingt es ihr“ — fügte sie hocherröthend hinzu — „auch ein zärtlicheres Gefühl für ihn zu fassen.“ Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Ich schloß sie in meine Arme; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust. Ihr Vater trat in diesem Augenblicke ein, und sie entwand sich mir sanft und verließ, indem sie seine Hand küßte, das Zimmer. Mit dem Chevalier war das Nöthige bald geordnet, und je näher ich Adele kennen lernte, um so höher stieg meine Liebe. Auffallend war es mir, daß Adele niemals erwähnte, wie ich zu dem Eigenthums-Rechte auf ihr väterliches Haus gekommen sey. Ich vermuthete, daß der Chevalier selbst seine Tochter nicht darin eingeweiht hatte, und ich fand keinen Veranlassung, sie damit bekannt zu machen, denn es war so etwas Heiliges in dem Wesen, daß ich mich fast der Quelle schämte, aus der die Reichthümer flossen, die ich ihr zu Füßen legte.

So nahte der glückliche Augenblick, den ich mit Sehnsucht erwartete, wo Adele durch den heiligen Segen der Kirche ganz die Meinige werden sollte. Da traf es sich, daß wir am offenen Fenster saßen, als Truppen durchzogen, die nach Spanien bestimmt waren. Ein junger Offizier ging einem Jüge voraus. Ich erkannte Bouchard. Sein Auge blitzte zu uns herauf. Adele erblaßte, und ich — ein seltsames Gefühl von Schuld und Eifersucht ließ mich kaum es wagen, sie anzublicken. Sie sah eine Weile starr vor sich hin — die Truppen waren vorüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie blickte mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe mich an und reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen drückte. „Dein!“ — rief sie, indem sie mich heftig umschlang und dann mich schnell verließ. Wir waren ohne Zeugen, und das war mir lieb: so konnte ich leicht jede Miene annehmen, die ich für gut fand, und ich wählte den Ausweg, dem ganzen Vorfall weiter gar keine Bedeutung zu geben, am wenigsten irgend eine Befremdung über Adels seltsame Bewegung zu äußern. — Als sie nach einiger Zeit wieder eintrat, kam ich ihr mit einem ungezwungenen Scherze entgegen, in den sie zwar nicht sogleich einging, den sie jedoch nicht unfreundlich aufnahm. — In wenigen Tagen war sie meine Gattin, und ich umringte sie mit Allem, was Reichthum zu gewähren vermag, und sie strahlte in den Kreisen, die Reichthum und Rang öffnen, als ein Stern erster Größe in hoher Amuth. Der Chevalier ließ sich, da er in Hinsicht seiner Tochter seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, leicht bewegen, nicht mehr in den Spielfäden den Darleher zu machen, und ich betrieb das Spiel im Großen durch untergeordnete Bankiers und behielt mir nur den kleinen ausgesuchten Kreis vor, in welchem zwar am höchsten, aber doch mehr mit dem Anstriche gesellschaftlicher Unterhaltung, als des eigentlichen Gewerbes gespielt wurde. (Schluß folgt.)

G u t g e g e b e n .

Ein mittelmäßig besoldeter Privatbeamter in Berlin ließ seine Tochter so großen Staat treiben, daß der Kostenaufwand für die Befriedigung ihrer Prachtliebe ihm selbst die Mittel raubte, sich für seine Person einen anständigen Rock zuzulegen. In einer sehr dürftigen und vernachlässigten Kleidung wurde er eines Tages neben seiner, mit dem größten Pomp gekleideten Tochter auf dem Markte gehend, von Herrn Z. beobachtet, der unbemerkt hinter ihm herschlich. Herr Z. sagte am andern Tage, seine Sachkenntnis zum Scheine verleugnend, zu Jenem: „Ihre liebe Tochter ging ja gestern mit einem Arbeitsmanne über den Markt, der wie ein wahrer Wilddieb ausah!“ —

„Wenn grad kein Wilddieb!“ entgegnete der bittere Gefroffene, „doch jedenfalls ein Waidmann mußte der Begleiter meiner Tochter seyn, denn es ging ein Spürhund von der gemeinsten Rasse hinter ihm her.“

Ungewöhnliches Löschungsmittel.

Neulich kam in der Gasbereitungsanstalt zu Liverpool Feuer aus, welches nach dem vergeblichen Versuch, es durch Wasser zu löschen, endlich durch Kalkmörtel gedämpft wurde.